# Feinde.

Von Edgar Hahnewald (z. Z. im Felde).

Kanonier Tittel lag in seine Decke gewickelt und konnte nicht einschlafen.

In der Nebenstube, in der die beiden polnischen Jüdinnen mit ihren Kindern schliefen, weinte ein Kind. Die Mutter flüsterte halb verschlafen beruhigende Worte, die Tittel nicht verstand. Aber das Kind schrie nur noch trotziger und jammerte sein langgezogenes „Maami!“ unaufhörlich.

Ueber dem Weinen schlief das Kind endlich ein. Tittel wickelte sich fester in die Decke und lauschte mit halben Sinnen. Er hörte die Atemzüge der Frauen nebenan. Die Tür stand offen.

Links von ihm schnarchte ein Kamerad. Tittel langte ärgerlich hinüber und rüttelte ihn. Der andere drehte sich geräuschvoll auf die Seite und schlief weiter.

„Wie lauter Tote liegen sie da,“ dachte Tittel. Es war ihm merkwürdig einsam zumute.

Da ermunterte ihn das Kindergeschrei von neuem. Er fluchte leise vor sich hin. So ging es nun schon stundenlang. Und er war so müde, hundemüde. Wenn sie wenigstens Stroh hätten finden können. Sicher war Stroh da, aber diese Juden versteckten ja alles. Die wußten sich schon zu helfen.

Die Märsche der letzten Tage lagen ihm in allen Gliedern. Mühselige Märsche durch Schnee und Sumpf, auf zerlöcherten, vereisten Straßen. Sechsspännig, achtspännig mußten die schweren Munitionswagen immer wieder aus Sumpflöchern und Schneewehen herausgeholt werden.

Er hatte es gründlich satt. So brauchten sie sich in den ersten sechs Kriegsmonaten in Belgien und Frankreich nicht einmal zu plagen, wie in diesen letzten sechzehn Marschtagen Tag für Tag.

Heute hatten sie ja erfahren, was für Sinn und Zweck diese Hetzerei hatte. Sie waren an der Vertreibung und Verfolgung der in Ostpreußen eingedrungenen Russen beteiligt. Nun schlugen sich die fechtenden Truppen noch mit dem Feinde in den Wäldern von Augustow herum. Das hatte ihnen heute der Oberleutnant erzählt.

Wenn sie das Russengesindel nur richtig verprügelten!

Tittel dachte noch ein Weilchen vor sich hin. Dann sanken ihm die schweren Lider zu. Er schlief und spürte das harte Lager nicht mehr.

Da weckte ihn nach Mitternacht ein seltsam verworrener Lärm. Durch die kleinen Fensterscheiben drang das dumpfe, raunende Brausen einer tausendstimmigen Menschenmenge. Wie einzelne Spritzer auf einer breiten tosenden Flut schrien immerfort bald da, bald dort, einzelne unbekannte Rufe über das dumpfe Brausen hinweg.

Tittel kletterte ermuntert über die schlafenden Kameraden und sah durch die Scheiben.

Durch die Finsternis draußen schob sich langsam eine schwere, dunkle Masse über das große Marktgeviert. Breit und breiter kam sie heran. Aus dem Häusertor, in dem die von Augustowo kommende Straße mündete, strömte sie endlos; sie ergoß sich drängend über den Markt und erfüllte alle Winkel mit Lärm und wimmelndem Schaffen.

„Was ist denn da draußen los?“ fragte ein erwachender Kamerad verschlafen vom Fußboden her.

„Komm nur mal her! Gefangene Russen. Der ganze Markt ist voll!“

Die Kameraden wurden munter. Sie standen auf, schraubten die Flamme der Lampe hoch und sahen durch die Scheiben.

Draußen drängten sich die dunklen Gestalten dicht unter den Fenstern.

„Wieviel bringt Ihr denn?“ fragte einer hinaus.

„Sechzehntausend!“ antwortete draußen einer der eskortierenden Lanzenreiter.

„Sech—zehn—tausend!“ wiederholte Tittel staunend.

Die Gefangenen wimmelten, drängten, schrien auf dem finsteren Markt. Sie kamen aus der tobenden Hölle tagelanger blutiger Kämpfe. Das Geschick riß sie aus dem letzten verzweifelten Ringen einer hoffnungslos umzingelten Armee in die Gefangenschaft. Für sie versank mit einem Male der brüllende Lärm der Schlacht im müden, tagelangen Trott durch den glitschigen Schnee der Landstraßen. Nun sanken sie hier, wo sie gingen und standen, armen Tieren gleich, in die Schneepfützen des Marktes und hatten nur einen Wunsch: schlafen zu dürfen, nur schlafen, schlafen.

Ueber der traurigen Herde müder, stumpfer Menschen glitten die verwegenen Tschapkas deutscher Ulanen schattenhaft hin und her. Lanzen schwankten.

Und langsam erwachte der Lärm von neuem. Die Masse kam in Bewegung. Sie sammelte sich in dichten Kolonnen, und langsam schoben sich die dunklen Ströme dahin und dorthin in die engen Gassen.

Mit ihnen zog das dumpfe, raunende Brausen, und fremde, unbekannte Rufe schrien langhin über das Gewoge der sechzehntausend Köpfe hinaus in die tiefe Finsternis.

Die Soldaten wickelten sich fröstelnd in die Decken. Sie sprachen noch von den Gefangenen.

„Das Gesindel sollten sie gar nicht nach Deutschland hineinschaffen“, sagte Tittel aus seiner langen Gedankenreihe heraus. „Die vielen Gefangenen fressen drinnen blos das Brot weg.“

„Ja, was sollen sie denn mit den Gefangenen machen?“ wandte ein Kamerad ein.

Das wußte Tittel auch nicht gleich. Es war auch nicht seine Sache, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

„Was nützt es denn, wenn wir eine Masse Gefangene machen, die doch blos das Land arm fressen.“

Er haßte die Russen aus dem Grunde seiner einfachen Seele. Sie waren doch an dem ganzen Kriege schuld.

Tittel sann noch eine Weile vor sich hin, dann schlief auch er.

Am nächsten Morgen waren die Gefangenen noch im Ort.

Die Munitionskolonne fuhr noch in der Dunkelheit zum Bahnhof hinaus. Aus den Gassen kamen die Gefangenen truppweise herbei, die in der Spinnerei, im Judentempel, in der Kirche Unterkunft gefunden hatten. Tausende, für die der stark belegte Ort kein Dach bot, hatten die Nacht auf freiem Felde verbracht. Nun standen sie in dicht gedrängten Gruppen fröstelnd im Schnee um die erlöschenden Feuer.

Nach einer knappen Stunde kam die Kolonne Wagen um Wagen zurück und sammelte sich am Eingang des Ortes zum Marsch. Die gefangenen Russen standen in Gliedern zu vieren enggedrängt am Rande der Straße, unabsehbar, bis weit in den Ort hinein. Landstürmer, das blinkende Bajonett aufgepflanzt, brachten immer neue Trupps heran und immer enger schoben sich die Glieder aufeinander.

Aus der braunen Mauer der Mäntel heraus griffen begehrliche Hände nach den Brotstücken, die polnische Frauen verteilten. Ein Weib ging suchend an den Reihen entlang — vielleicht war er darunter.

Ein Offizier ließ die Frauen fortschicken. Eine reichte rasch noch ein letztes Stück Brot her, viele Hände griffen danach. Es fiel in den Schmutz und fünf, acht Gefangene stürzten nach dem einen Stück. Einer griff es, drei Hände rissen es in Brocken, die in dem schreienden Knäuel verloren gingen. Ein Landstürmer trieb die Balgenden auseinander. Sie ließen unschlüssig von einander ab, und einer drückte sich mit einem geprügelten Blick, mit vollen Backen hastig kauend, ins Glied.

Tittel lachte von seinem Wagentritt zu dem Landstürmer hinüber. Die Balgerei amüsierte ihn.

„Das sind Kameraden, was?“ rief er hinüber.

Tittel stieg vom Wagen und musterte die Gefangenen. Da kam von der russischen Kirche her ein Trupp gefangener Offiziere. Ein deutscher Hauptmann sprach mit ihnen. Dann salutierte er kameradschaftlich. Die russischen Offiziere erwiderten.

Die Offiziere kamen an den Reihen entlang, in einiger Entfernung folgte ihnen ein deutscher Unteroffizier. Sie gruppierten sich an der Spitze des langen Zuges. Einer setzte sich einen Schritt seitwärts auf einen Stein und sann mit gestütztem Kopf vor sich hin.

„Deutscher Kamerad, haben Sie eine Zigarette für mich?“

Tittel sah sich über die Schulter hinweg nach dem Frager um, blickte verblüfft einem der Gefangenen ins Gesicht und sah ein bittendes Lächeln.

„Nee!“ sagte er nach einem Weilchen kurz und ging einige Schritte.

Aber in seinen Gedanken war er damit noch nicht fertig. Ein russischer Soldat, der ihn auf deutsch um eine Zigarette bat?

„Wo bist Du denn her?“ fragte er mit einem Schritt auf den Gefangenen zu.

„Aus Wilna.“

Tittel sah ihn verlegen an.

„Du hast wohl in Deutschland gearbeitet?“

„Nein, ich bin Kaufmann und habe ein Geschäft in Wilna. Aber wir lernen Deutsch auf der Schule.“

Tittel kam nicht gleich ganz damit zurecht. Aber er kramte in seinen Taschen. Er hörte bittende russische Worte um sich. Und auf Deutsch rief eine Stimme aus den Gliedern: „Haben Sie für mich auch eine?“ Tittel sah ins Glied und gab dem Kaufmann aus Wilna zwei angeknickte Zigarren, die er gerade in der Tasche griff.

Von dem letzten Wagen her kam der Ruf: „Fertigmachen! — Aufsitzen!“

Tittel kletterte auf seinen Wagen. „Ich wünsche Ihnen viel Glück!“ hörte er den Kaufmann rufen. Er sah mit verwunderten Augen über das Gewoge der zottigen Feldmützen hin.

Die deutschen Worte des Gefangenen klangen ihm noch durch die Gedanken. Der sprach deutsch, und so fein! So fein sprach höchstens der Oberleutnant. Er sah die Russen — es war ihm, als seien sie verändert. Unter den wilden Pelzmützen blickten Gesichter, die ihm Gedanken gaben, für die er nicht gleich Worte fand. Er sah Gesichter, die aus einer fremden Welt kamen.

Da blieben Tittels Augen an einem Gesicht hängen, ungewiß, erstaunt. Er konnte kaum so rasch denken.

Kommandoworte schallten. Die ersten Glieder marschierten. Die Massen rückten in kurzen Tritten nach, schiebend und aufgehalten. Das Gesicht kam langsam näher.

Tittel sah ihm unverwandt, nicht recht begreifend, entgegen.

Das war doch — —! Tittel zweifelte noch, es schien ihm unmöglich.

In diesem Augenblick rückte sein Wagen hart an. Er wäre fast vom Trittbrett geschleudert worden. Die Fahrer trieben die Pferde an. Und rasselnd rollte der Wagen den vorauffahrenden nach.

Die Gefangenen marschierten. Nun erkannte Tittel das Gesicht.

„Anteck!“

Da marschierte das Glied vorüber.

„Anteck!“

In der Masse der Gefangenen wandte sich ein Gesicht um und suchte in den folgenden Gliedern.

„Anteck!“ Tittel winkte mit dem Arm. Er reckte sich auf dem Trittbrett.

Der Gerufene sah umher, fand aber die Stimme nicht.

Nun waren sie schon weit auseinander. Tittel sah ratlos zurück.

Er hatte ihn ganz bestimmt erkannt. Er war es — Anteck, der russische Jude.

Da hielt der Wagen, die Russen fluteten vorbei.

In Tittels Erinnerung spielte sich rasch eine ganze Geschichte ab. Er sah Anteck im riesigen Websaal der Textilfabrik stehen, ein paar Schritt von seinem Stuhl entfernt. . . . Er war aus Lodz. Dort war ja vor ein paar Monaten die große Schlacht. Er dachte daran, wie sie immer über Antecks drolliges Deutsch gelacht hatten. Aber ein feiner Kerl war er. Einmal gab er einem Kollegen einen ganzen Wochenlohn — Börners Richard, dem gleich zwei Kinder an einem Tage wegstarben. Er erzählte es später einmal. Und auch so — er war immer ein feiner Kerl.

Dann kam der Streik. Er selbst hatte sich damals nicht recht getraut mitzumachen, aber Anteck hatte ihn doch rumgekriegt. Seitdem war er auch im Verband, und jetzt war es ganz gut, daß er drin war. Da bekam die Frau auch ein paar Groschen.

Nach dem Streik kam Anteck nicht wieder in die Fabrik. Im Bezirk fand er keine Arbeit. Er stand auf der schwarzen Liste. Dann bekam er den Ausweisungsbefehl und mußte nach Rußland zurück.

Nun war er russischer Soldat!

Wie er aussah! Schmal, schmutzig — der arme Kerl. Wahrscheinlich gings ihm recht schlecht. Er war wohl immer ein wenig schwächlich gewesen — er vertrug nicht einmal ein Glas Bier.

Tittel sah zurück. In seinem Gesicht stand Mitleid.

Aber er sah nur das davonwogende Gewimmel schmutzbrauner Mäntel, das Auf und Nieder unzähliger Pelzmützen. Irgendwo in der Masse war Anteck, aber er konnte ihn nicht finden.

Wenn ihn Anteck doch gesehen hätte, wenn er ihm hätte zulachen können.

Die Gefangenen trotteten dahin, wie eine schmutzbraune Herde. Er sah sie an sich vorbeiziehen — einer sah dem anderen gleich.

# Die Erweckung der Maria Carmen.

40] Von Ludwig Brinkmann.

Den Generator versah ich noch mit einer gleichen Packung wie im Berge die Motoren und ermahnte den Wärter in derselben Weise.

Und dann sank ich zu Tode ermattet auf mein Lager nieder, um, wie so oft, in der äußersten Erschöpfung der Nerven doch keinen Schlummer finden zu können. Es drängten sich allerlei seltsame Bilder wirr durcheinander; ich stand an der Totenbahre des Freundes; indessen verwandelten sich Arthurs Züge plötzlich in das Antlitz Stuarts, und es schien mir, als hätte mich dieser Tag zweier Freunde, anstatt des einen, beraubt. Ich sah im unruhigen Halbschlummer einen feindseligen Dämon zwischen uns stehen — und plötzlich war ich in Dickinsons Haus versetzt und hatte mit der schönen Frau Jane eine gereizte Auseinandersetzung. Doch ich stritt nicht mit ihr allein; ich kämpfte im Geiste mit all den Kameraden der A. E. M. T., die in der Rotglut ihrer Ideen wie Feuergarben loderten. Und ich suchte nach kühlenden Tüchern, die Hitze zu mildern, und als die Männer ganz verhüllt waren, da sind daraus meine summenden Maschinen geworden; die wurden aber, eine nach der anderen, ganz stumm, starben mir dahin, vom Fieber durchwühlt und zerstört — und die Fluten füllten den Berg an, daß ein mächtiger Strom daraus hervorlief und das ganze Tal von Taviche unter Wasser setzte; das Haus des Imparcial wurde mit fortgerissen, und es schwamm dem Meere zu, schwamm leise schaukelnd in alle Unendlichkeit — ach, welch wohliges Gefühl war es doch, sich von diesen Fluten forttragen, einwiegen und durch ihren monotonen Sang in Schlummer einsingen zu lassen, in tiefen, schweren Schlummer!

*

Drei Wochen gingen in fast eintönigem Gleichmaße dahin. Es gab viel Arbeit; das machte über alle Wunden Gras wachsen. Meine ganze Mühe und Sorge, am Tage und auch zuweilen des Nachts, war darauf gerichtet gewesen, die Generatoranlage und die beiden Motoren betriebsfähig zu erhalten — und gottlob, sie blieben mir am Leben. Aber es fiel mir sehr, sehr schwer, und ich fühlte, daß meine leiblichen Kräfte arg litten, indem alle Gedanken nur auf den einen Gegenstand gerichtet waren, indem ich nur die eine bange Sorge fühlte: werden die Maschinen aushalten bis zum Ende? Alles andere geistige Leben schwand dafür immer weiter in den Hintergrund, wurde zum wesenlosen Schatten, verdorrte ganz und gar und starb schließlich dahin. Ich habe mich noch niemals so leer gefühlt; es war mir, als hätte ich eine langwierige geistige Seekrankheit überstanden. Der eine der Freunde, der in den letzten Monaten meine Gedanken so ganz ausgefüllt hatte, war nicht mehr. Der andere, der stärker geliebte und mehr verehrte, war mir entfremdet. Die große Aufgabe, der wir uns alle mit vereinten Kräften gewidmet, die Erweckung der Maria Carmen aus ihrem Zauberschlafe, schien hoffnungslos unlösbar geworden; so war der Zweck des Lebens oder wenigstens doch das Bewußtsein vom Zwecke des Lebens dahingegangen. Und was vermochte dagegen noch alles andere? Das Andenken an das kleine, zielbewußte Fräulein aus Paris wurde mir fade, die Korrespondenz mit ihr lästig; und das Erinnerungsbild von Jane, das mich in all meiner Entsagung sonst so wundersam gestärkt hatte, war mir zerstört, seitdem mir Stuart seine verhängnisvollen Enthüllungen gemacht hatte. Nur die Maschinen, daß die mir nur blieben!

Ich sagte schon, es gelang. Allerdings, so ganz ohne Zwischenfall ging es freilich nicht ab. Kleine Störungen stellten sich allenthalben ein, namentlich am Förderwerke, das aber ausschließlich unter Stuarts Kontrolle stand; in seine Angelegenheiten mischte ich mich nicht mehr hinein. Ich hörte eigentlich nur aus zweiter Hand, durch unsere Leute, daß sich mannigfache Schwierigkeiten mit den Eimern aus Holz gezeigt hatten, die ja nur notdürftig zusammengeschlagen waren. Einmal stand der Betrieb auf fast sechs Stunden still, während derer die beiden Gefäße einer gründlichen Reparatur unterzogen wurden.

Aber es ging weiter — und dazu unerwartet schnell. Vor acht Tagen bereits war die zweite Sohle erreicht; nun hieß es diese und den Sumpf am Fuße des Schachtes trocken legen, was natürlich wegen der großen Räume in der Tiefe nur langsam geschehen konnte.

Trotzdem ich mich tief verletzt fühle — meine Bewunderung für Stuart ist im Wachsen begriffen. Er zwingt seiner Natur wahrhaft erstaunliche Leistungen ab; den Berg hat er nicht mehr verlassen, das Licht der Sonne seit drei Wochen nicht mehr gesehen, und doch merkt man ihm und seiner wunderbaren Arbeitskraft kaum ein Zeichen der Erschöpfung an!

Natürlich habe auch ich mein Teil der Mühe und Arbeit zu tragen. Und leicht wird es mir nicht, denn die Hoffnungslosigkeit ist ein schlechter Arbeitsgenosse; aber es muß doch eine Kraft vorhanden sein, die mich aufrechterhält, die auch mir Leistungen abnötigt, deren ich mich nicht schämen zu brauchen glaube. Ist es vielleicht die Liebe zu dem unholden Freunde? Ist es vielleicht nur um Stuarts Seele zu retten, daß ich die Maschinen am Leben erhalte, die Leute zu pünktlichen Ablösungen herantreibe, trotz des Widerwillens, den ich täglich in verstärktem Maße bei ihnen spüre und den ich nur durch eiserne Energie glücklich zu überwinden vermag? Vielleicht ist es nur, um ihn vor der Verzweiflung zu bewahren, daß ich dem in der Höhle des Berges am Felsen seines Starrsinnes Festgeschmiedeten Freundlichkeiten erweise, irgendein Erzeugnis meiner Kochkunst, irgendeine Frucht des üppig blühenden Gartens zusende?

Miraculum! Nun muß sich alles wenden! Wie kleinmütig waren wir geworden! Und nun dieses Glück! Im ersten Augenblicke wußte ich nicht, was ich anfangen sollte; es wurde gar so sonnig, aber auch ganz still in mir — ich ging hinaus in den Garten und setzte mich in die Laube, in denselben Sessel, darin Ward so oft geruht, als er noch unter uns weilte; durch das Blattgewirr schaute ich zu dem tiefblauen Himmel hinauf, und ich fühlte mich glücklich, wie ich mich seit langem nicht gefühlt.

Und was hat eigentlich diese Aenderung hervorgebracht? Nichts als daß ein paar unserer Halblütler ein schwarzes, nasses Ungetüm auf den Hof schleppten — die versunkene Abteufpumpe! Meine rasche Inspektion ergab, daß sie fast ganz unversehrt geblieben war. Die Wucht des tiefen Falles war durch den Widerstand des Wassers und die elastische Saugleitung gemildert worden. Diese war allerdings vollkommen zerrissen und zerstört worden, und auch der Rahmen des Aggregates hatte gelitten, war verbogen und stellenweise zerbrochen; aber die Pumpe selbst und der Motor waren intakt, und nur das Kammlager mußte ersetzt werden. Da wir den Grund des Schachtes bereits mit den Eimern erreicht hatten, war der Rahmen nicht mehr nötig. Die Maschine mußte nun dauernd aufgestellt werden, und eine Saugleitung hatten wir in Reserve; das Fußventil, das Kammlager konnte mit unseren Hilfsmitteln, wenn auch notdürftig genug, ausgebessert werden; den Motor ordentlich auszutrocknen, ist nur eine Frage der Geduld. Wenn alles nach Wunsch geht, kann die Maschine in einer Woche wieder betriebsfähig sein.

Und es fiel mir zu meinem tiefsten Schmerze ein, wie allzu rasch meine Hoffnungsfreudigkeit damals, als jenes Unglück über uns hereinbrach, geschwunden war. Warum haben wir, ich und auch Stuart, niemals versucht, die Pumpe ans Tageslicht zu ziehen, gleich nach dem Sturze — die Aufgabe wäre gewiß nicht leicht, aber immerhin durchführbar gewesen. Wieviel Herzensnot hätten wir uns erspart! Selbstverständlich ist es ja fast ein Wunder zu nennen, daß die Maschine den Fall so glücklich überstanden; aber warum war niemand von uns gläubig genug, auf ein Wunder zu hoffen?

(Forts. folgt.)

Manchmal blieb ein Blick an seinen Augen hängen und es wurde ihm seltsam zu Mute.

Ihm dämmerte eine unklare Ahnung, daß unter den sechzehntausend Gefangenen noch mancher Anteck marschierte, mancher, der für Rußland gekämpft hatte und doch Rußland haßte. Anteck haßte es, das hatte er oft gesagt. Und nun war er doch russischer Soldat. Und er war eigentlich sein Feind jetzt! Das schien ihm komisch, doch gleich dachte er daran, daß Anteck ebenso längst hätte tot sein können, in der Schlacht erschossen. Er erschrak geradezu bei dem Gedanken.

Er sah noch einmal zurück über den wogenden, endlosen Zug. Eine der wimmelnden Pelzmützen bedeckte den kleinen, klugen Kopf Antecks — aber er konnte ihn nicht finden.

# Ein Erzieher deutscher Bürgerlichkeit.

Zu Chr. F. Gellert's 200. Geburtstag (4. Juli).

„An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publiko eins." So spottet der junge Goethe 1772 in der Rezension einer Schrift, in der Wortführer des neuen Geschlechts den Liebling des deutschen Publikums striegelten. Aber Goethe nimmt ihn doch gegen die allzu harten Angriffe in Schutz. Er sei doch ein angenehmer Fabulist und Erzähler gewesen und habe einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation gehabt. Er habe auch durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen. Freilich sei er nichts mehr als ein brauchbarer Kopf gewesen; „allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufe nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat?" Und Goethe erzählt aus den Erfahrungen seiner Leipziger Studentenzeit, daß der Professor Gellert in seinen Vorlesungen über den Geschmack nie die Namen Klopstock, Wieland, Lessing erwähnt habe.

In der Tat: Gellert hat einen starken Einfluß auf die erste Bildung der deutschen Nation gehabt. Er hat jene kraftlose Moralität dumpfer Kleinbürgerlichkeit, jene Kultur ängstlicher Mittelmäßigkeit verbreiten helfen, die sich mit den galanten Manieren des Weltmanns aufputzt und selbst vor einer kleinen, höflichen Zote nicht zurückschreckt. Er war einer jener allzu beliebten Satiriker, die dadurch Ruhm gewinnen, daß sie mit dem Hute in der Hand vor den Mächtigen stehen und auch ihr bürgerliches Publikum nur kitzelt, ohne ihm wehe zu tun. Vergebens würde man in seinen dürren, unbeholfenen Lustspielen, in seinen schalkhaften, oft gut ersonnenen und munter vorgetragenen poetischen Erzählungen (schwächeren Nachahmungen Lafontaines) Spuren der politischen und sozialen Zustände seiner Zeit suchen. Nur die Luft philiströser Enge verrät seine Epoche, und aus den Anspielungen auf die Modetracht seiner losen, artigen Mädchen vermöchte man seine Fabeln und Erzählungen zu datieren. Ueberlegt man, daß Gellert mit seinen dem Vergnügen der Mitbürger und ihrer sanften behutsamen moralischen Beeinflussung dienenden Scherzen hervortrat, als der Ire Swift das Werk seiner unermeßlichen Weltsatiren schon getan hatte, so erschrickt man vor dem Abstand dieser niedrigen, eingesperrten, phantasielosen Schriftstellerei ohne Kühnheit und Leidenschaft, diesem untertänigen Geiste und dieser dürftigen, zahmen Bildung. Aber man begreift auch, daß Gellert von seinen Zeitgenossen wie ein Schoßhündchen gehätschelt wurde, daß ein hoher Adel ihn begönnerte, Prinzen von Geblüt ihn verehrten, und selbst Friedrich II. von Preußen, der sonst für deutsche Literatur nur Verachtung hatte, ihm in einer persönlichen Unterhaltung gnädige Anerkennung zollte.

Gellert war christlich-religiös, aber ohne fanatische Uebertreibung und ohne Dogmenstarrheit. Er verspottete in einer kleinen Erzählung und ausführlicher in seinem schrecklich unlustigen Lustspiel: „Die Betschwester", die frömmelnde Singerei und Beterei. Aber als man ihn deshalb angriff, wehrte er sehr nachdrücklich das Mißverständnis ab: „Der Witz sei verdammt, den ich mit Vorsatz, oder auch wider meinen Willen gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in diesem Stücke meinem Herzen so sehr, daß ich gar nicht glaube, daß es mich bei einer so wichtigen und heiligen Sache unvernünftig denken und scherzen lassen sollte. Wer mit der Religion spottet, wer es auch nur merken läßt, daß er damit spotten will, ist der unverschämteste und frechste Mensch, wenn er auch tausendmal die Religion nicht für göttlich hielte..." Für die von Frankreich eindringenden neuen revolutionären Gedanken hat er kein anderes Verständnis, als daß er sie in seinem armseligen Lustspiel: „Das Los in der Lotterie", in der Gestalt eines Laffen denunziert, der damit prahlt, in Paris einer Marquise die Schnürbrust gelüftet zu haben, und dem ein deutsches Weib also die Wahrheit sagt: „Zur Profession eines Freidenkers, den Sie vermutlich vorstellen wollen, gehört nichts mehr, als wenig Verstand, ein wildes Herz, etliche englische oder französische Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein gesunder Körper, der Besuch gewisser Häuser, die ich ohne Schamröte nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorsichtigkeit und Klugheit angestellte Reise in fremde Länder."

In seinen späteren Jahren verfiel dieser weltmännische Leipziger in weinerlichen Trübsinn, hielt sich in den zerknirschten Tagebuchbekenntnissen von 1761 selbst furchtsam seine Sünden vor, seinen Unglauben und seine Sinnlichkeit. Kleine erotische Aufmunterungen hatte er allerdings sowohl in seinen Erzählungen wie in seinen Lustspielen mit offenkundiger Freude, wenn auch in pedantischer Zähmung angebracht. Es wird viel geliebelt, verlobt, gefreit, es werden unzählige „Mäulchen" gegeben und selbst ein wenig gechebrüchelt. Dafür mahnt er aber dumpf in seinem geistlichen Lied vor der Wollust.

Die Welt, die den dichterischen Gehalt von Gellerts Schaffen bildet, ist zum Ersticken unfrei und eng. Ein paar zärtliche Gefühle, Lektüre gesitteter und gebildeter Bücher, Heiraten, Erbschaften — das ist alles. Die altbewährten Laster werden gezüchtigt: Habsucht und Geiz, Frömmelei und Heuchelei, Hoffart und Untreue. Das Laster leiht auf Zinsen, die Tugend gewinnt in der Lotterie. Die schlechten Weiber sind zänkisch, klatschsüchtig, eitel, untreu; die guten zärtlich, freigebig, zuverlässig, großmütig. Je farbloser dieses wirkliche Leben, um so mehr werden die gebildeten Leser schriftstellerisch mit stofflich wilden, aber trocken berichteten Abenteuern abgelenkt. So verfaßte Gellert, nach des Engländers Richardson empfindsamen Familien- und Tugendromanen, den öden Roman: Leben der schwedischen Gräfin von G†††. Da gibt es (in aller Unschuld) Blutschande und Doppelehe, höfische Intrigen und Gefangenschaft in Sibirien. Im Kriege totgesagte Grafen kommen nach zehn Jahren zu ihren längst wieder verheirateten Gemahlinnen, und ein unglückliches Mädchen muß nicht nur — unbewußt — ihren leiblichen Bruder lieben und ehelichen, sondern auch, nach dessen Tode, in zweiter Ehe den Mörder ihres ersten Bruder-Gatten freien. Man versteht, warum Gellert als Zweck der schönen Künste das Vergnügen ausgibt. Diese Häufung unnatürlicher Greuel steht im komischen Gegensatz zu der steifleinenen und stockernsten, papiernen Farblosigkeit der Darstellung.

Christian Fürchtegott Gellert wurde am 4. Juli 1715 als Sohn eines armen, kindergesegneten Pastors zu Hainichen (im sächsischen Erzgebirge) geboren. Unter dem Druck der Verhältnisse kümmerte seine Jugend. Er studierte in Leipzig Theologie, hausmeisterte bei Söhnen adliger Herrschaften, begann mit Erfolg zu schriftstellern, wurde Dozent an der Universität Leipzig und schließlich, 1751, Professor, ein viel besuchter, von allen geschätzter Lehrer, obwohl der immer kränkliche Mann rednerischer Begabung entbehrte. Sein hungriges Professorengehalt wurde durch reichliche, von allen Seiten strömende Geschenke edler Gönner aufgebessert. Das deutsche Volk, noch sehr weit von irgendwelchem nationalen Bewußtsein entfernt, stiftete seinem Erzieher immerhin eine Art von nationalem Freitisch. Dafür erwies sich Gellert als eifriger Briefschreiber dankbar und machte sich um die Bildung „des Frauenzimmers" verdient. Seinen Ruhm warben ihm seine Fabeln, von denen 1746 die erste, 1748 die zweite Sammlung erschien und die schnell in immer wiederholten Auflagen größte Verbreitung fanden. Sie sind noch zahlreich in unsern Schulbüchern zu finden.

Als Gellert am 13. Dezember 1769 starb, ging eine Erschütterung durch die deutschen Lande, die sich schon damals, wie auch später des öfteren äußerte: ein allgemeines Bedichten des Ereignisses brach aus. Auch verfaßte man eine Unmenge von Nachrufen auf den verehrten Mann, der so viel zur Unterhaltung, Zähmung und Knechtschaffenheit des deutschen Bürgergeistes beigetragen hat.

Ein gütiges Geschick aber sollte ihm doch große und echte Unsterblichkeit gewinnen. 1804 erschienen Beethovens „Sechs geistliche Lieder von Gellert". Seitdem tönen Gellerts Worte unvergänglich, wie Klänge zwischen Sternen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre".

K. E.

# Kleines Feuilleton.

## Der Auszug der russischen Juden.

„Väterchens liebe Juden" — ist es wirklich noch kein volles Jahr her, daß dieses Schmeichelwort ausgesprochen worden ist? Noch kein Jahr — und wie der Zar die Liebe zu seinen Juden bewährt, das bezeugen die erschütternden Bilder von dem zwangsweisen Auszuge der Juden aus Kurland und Kowno, die auf Grund der Berichte zuverlässiger Gewährsmänner D. Simonsen in „Politiken" entwirft. Es war in den letzten Wochen des Monats Mai, als ganz plötzlich und ohne den geringsten äußeren Anlaß von seiten der russischen Militärbehörden der Befehl erging, daß gegen 200 000 Juden ihre bisherigen Aufenthaltsstätten in den Gouvernements Kurland, Kowno und teilweise auch Suwalki zu verlassen hätten. Diese Gouvernements, von denen besonders Kowno mit Juden dicht besiedelt ist, wurden, wie der amtliche Ausdruck lautet, „von Juden evakuiert". Die Frist, die man den Unglücklichen zum Aufbruche gab, schwankte von acht Stunden in Schawle bis zu dreißig Stunden in Kowno. Allein im Gouvernement Kowno wurden 160 000 Menschen von dem Schicksale plötzlicher Verjagung betroffen, und die Augenzeugen berichten mit wahrem Grausen von den Vorgängen, die sich hierbei abspielten. Wie im Mittelalter war es, wenn man sah, wie aus einer Reihe von Städten die jüdische Bevölkerung im Laufe weniger Stunden hinausgejagt wurde, so daß nicht eine einzige jüdische Seele zurückblieb. Greise und Kinder, schwangere Frauen, Mütter, die noch im Wochenbette lagen, Totkranke und Geistesgestörte, Krüppel und Blinde — alle traf dasselbe Los. Viele Angehörige dieser Familien kämpften an der Front, aber auch die jüdischen Soldaten, die auf Urlaub waren, um sich von ihren Wunden zu erholen, ja selbst Verwundete, die in den Lazaretten noch unter Behandlung waren, wurden mit ausgewiesen, und gleichfalls mußten auch die jüdischen Militärärzte und das jüdische Hospitalpersonal ihres Weges ziehen; die jüdischen Hospitale und Altersheime wurden geschlossen. Städte wie Kowno, Polewesch, Wilkomir, die hauptsächlich von Juden bewohnt waren und noch eine ganze Anzahl anderer starben von einem Tage auf den anderen förmlich aus, und die armen Vertriebenen haben in vielen Fällen aus Verzweiflung über ihr Schicksal selbst ihre Heimstätten mit allem, was sie dort zurücklassen mußten, zerstört.

Vom 19. Mai ab setzte sich diese Völkerwanderung des Elends in Bewegung. Die Juden durften nicht in den Nachbargouvernements bleiben, sondern mußten nach östlicheren Teilen des Reiches weiter wandern. Es liegt auf der Hand, daß diese plötzliche Auswanderung von 200 000 Menschen sich nicht einfach programmmäßig durchführen kann — dennoch ward keinerlei Rücksicht genommen oder Frist gegeben. Man hatte für die Verjagten 26 Extrazüge bereitgestellt, die am 18. und 19. Mai im Laufe von 30 Stunden ungefähr 40 000 Personen beförderten. Aber, wie sahen diese „Extrazüge" aus! Jeder davon bestand aus 40 bis 70 Güterwagen, die ein Bild des furchtbarsten Elends boten: da saßen oder standen auf Decken und gerümpelhaftem Hausrate aller Art eng zusammengepreßte Menschen, die es schlimmer hatten, als das liebe Vieh und vor Angst und Erbitterung halb wahnwitzig waren. Männer und Frauen, Alte und Junge, Gesunde und Personen mit ansteckenden Krankheiten, bisher Wohlhabende und Vagabunden: alle diese bildeten bunt durcheinander die schreckliche lebende Fracht dieser Extrazüge. Sie hielten oft einen Kilometer und noch weiter von den Bahnhöfen entfernt, und die Hilfsausschüsse, die sich ihrer annehmen wollten, konnten dann nicht einmal mit den nötigsten Lebens- und Erfrischungsmitteln zu ihnen kommen — wenn ihnen nicht ab und zu das bekannte und in Rußland so beliebte Mittel der Anwendung des Rubels den Weg öffnete. Ein großer Teil der Ausgewiesenen fand ja nun auf diesen Zügen überhaupt nicht Platz. Viele Tausende fuhren auf Bauernwägelchen, die sie für phantastische Preise erstanden, den Weg ins Elend, andere Tausende wieder mußten zu Fuß die Reise antreten. So waren denn vom 19. Mai ab alle Straßen, die von Westen, Norden oder Südwesten nach Wilna führten, mit endlosen Zügen von hochbepackten Wagen und von wandernden Scharen bevölkert. Die Kleinstädte am Wege, wo die Flüchtlinge Rast hielten, waren bald überfüllt; jämmerliche Flecken, wie Schosli, Jewje, Schirwonty, wo bisher 800 bis 1000 Juden gewohnt hatten, schwollen plötzlich zu Judenstädten von 5—6000 Seelen an, und die Wanderer überfüllten nicht nur diese Häuser, sondern auch die Keller, die Synagogen und jeden Fleck, dessen man habhaft werden konnte. In der Synagoge zu Schosli wurden 800 Personen zusammengepfercht.

So sorgsam nimmt sich Väterchen Zar seiner „lieben Juden" an. So ehrenvoll kämpfen die Verbündeten für die Zivilisation, die von den deutschen Barbaren bedroht ist . . .

## Im Lande des Bugs.

Den Schauplatz des neuen Aktes in dem großen Drama des galizischen Feldzuges durchströmt der Bug, ein Fluß von melancholischer Eintönigkeit, der sich mit geringem Gefälle der nordwärts gelegenen russischen Grenze zuschiebt und erst hinter ihr schiffbar wird. Solange er Galizien durchfließt, trägt er nur Flöße, die aus den im Innern des Landes gefällten Stämmen bestehend, große Lasten von Getreide befördern und von vier bis fünf Knechten gerudert werden. Sie schwimmen bis zur Narwa und lenken dann in die Weichsel ein, auf der sie bis nach Danzig und Bromberg geleitet werden. Und wie der Strom, so ist auch das Land, das er durchfließt, dies Land der ostgalizischen Niederung, die ohne alle kennzeichnenden Grenzen in die russische Tiefebene übergeht, nur wenig dazu angetan, den Reisenden, der es etwa mit der Bahn durchquert, in besonderes Entzücken zu versetzen. Wogen im Süden des Landes weite Strecken goldener Getreidefelder, die mit dem Blau des Himmels und dem Grün der reichen Laubwälder ein Bild lachender Fruchtbarkeit bieten, so zeigt das Land am Bug düstere Kiefernwälder und eintönige Sumpf- und Sandflächen, in die sich nur der Fuß des begeisterten Waidmannes hineinwagt. Wenige Dörfer belegen die Gegend und sie bestehen aus ärmlichen Lehmhütten und weisen kaum etwas Charakteristisches auf — ausgenommen die Weiden, die der Bauer zu allem Möglichen braucht und benutzt und die dadurch, daß Zweige und Stämme Jahre um Jahre beschnitten und beschlagen werden, zuweilen ganz groteske Formen angenommen haben. Obstbäume sind selten und wo sie sich finden, tragen sie nur grobe Früchte; aber der Bauer meint, für den Hausgebrauch genügten ihm diese, und brächten die Bäume edleres Obst, so würde es ihm doch nur gestohlen werden.

Auch die Städte des Landes haben nicht viel Anziehendes zu bieten. Wohl gibt es eine ganze Reihe von Orten über 8000 Einwohner, die auf eine manchmal bedeutende Geschichte zurückblicken können, denn das Land bildete ja besonders im 16. und 17. Jahrhundert das Bollwerk Mitteleuropas gegen die Einfälle der Tataren und Türken; aber alte Bauten sieht man nur wenig; steht irgendwo ein altes polnisches Adelsschloß, so ist es in der Regel zu einer k. u. k. Kaserne ausgebaut worden und hat darüber sein Charakteristisches verloren. Bedeutend sind nur zwei Städte, Tarnopol und Brody. Tarnopol liegt einige achtzig Kilometer ostsüdöstlich von Lemberg an einem mächtigen Teich, den ein altes Schloß überragt. An Bauwerken besitzt es nur eine schöne Pfarrkirche; um so wichtiger ist es als Handelsempore von Galizisch-Podolien—Galizisch-Sibirien, wie der dorthin versetzte Beamte es wohl nennt. In Tarnopol fließt der ganze Getreidereichtum der Gegend, ihre Wachs- und Honigerzeugung zusammen; es bildet außerdem den Hauptmarkt für den Handel mit den landesüblichen Pferden, die, obwohl klein und unansehnlich, doch wahre Wunder an Ausdauer und Bedürfnislosigkeit genannt werden können. Es war früher Festung und leistete als solche den polnischen Königen gegen die Tataren große Dienste. Brody ist etwa zwei Drittel so groß wie Tarnopol und zählt annähernd 20 000 Einwohner. Es liegt etwa 60 Kilometer östlich von Lemberg hart an der russischen Grenze in sumpfiger und waldreicher Gegend und vermittelt den Durchgangshandel von Oesterreich und Ungarn nach Rußland. Die Messen, die alljährlich dort stattfinden, sind bekannt. Immerhin hat die Bedeutung der Stadt wesentlich abgenommen, seit ihr die 1779 erteilten Gerechtsame als Freihandelsstadt bei Aufhebung dieser Einrichtung in den 70er Jahren entzogen wurde. Bezeichnend für Brody ist seine jüdische Bevölkerung, die an 15 000 Köpfe beträgt und der Stadt den Spitznamen „Deutsch-Jerusalem" eingetragen hat; der galizische Jude mit Stirnlocke und langem Talar beherrscht das Straßenbild von Brody.

## Notizen.

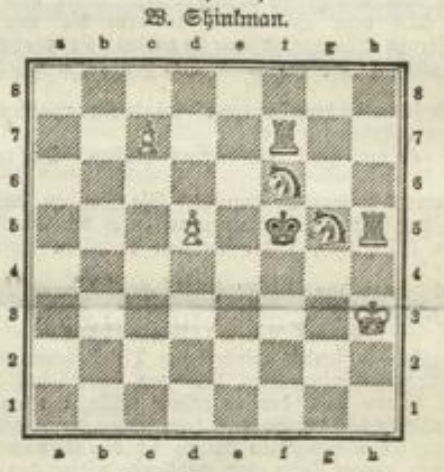
— **Musikchronik.** Die am Sonntag, den 4. Juli zugunsten der Pensions- und Unterstützungskassen des Deutschen Opernhauses stattfindende Aufführung des „Parsifal" ist die letzte des Werkes in dieser Spielzeit.

— **Neue Dramen.** Artur Schnitzler hat einen neuen Einakterzyklus „Komödie der Worte" geschrieben, der im Oktober gleichzeitig in Berlin und Wien zur Uraufführung kommen soll.

— **Französische Gelehrte gegen den Chauvinismus in der Wissenschaft.** In einem Pariser Briefe in der „Vlaamsche Stem" lesen wir, in einem Bericht über einen Vortrag in der Anthropologischen Gesellschaft: „Von der geistigen Unabhängigkeit der Gesellschaft haben wir am Beginn der Sitzung ein unter den gegenwärtigen Umständen sehr charakteristisches Beispiel gehabt. Es betraf einen Artikel des Herrn Moreu (gemeint ist der Abbé Moreu, der für den „Matin" „wissenschaftliche" Leitartikel schreibt. D. Red.), der die Tatsache, daß Haeckel die Erklärung der deutschen Intellektuellen unterzeichnet hat, auf allzu geschickte Weise benutzte, um die Entwickelungstheorie anzugreifen. Einer der anwesenden Gelehrten drückte seine tiefe Betrübnis über die Handlungsweise Häckels aus, erklärte es aber als Beschränktheit, die Werke eines Mannes der Wissenschaft zu verleugnen, der den großen Weg Lamarcks und Darwins gegangen sei. Und auf ironische Art bemerkte er, daß es ebenso klein sei, eine wissenschaftliche Theorie, die die Biologie und die Philosophie erneuert hat, unter dem Schein eines patriotischen Protests anzugreifen. Die Zustimmungszeichen bewiesen, daß das Publikum begriff und diesen Männern, die sich über den Haß zu erheben wissen und dies dürfen, seine Bewunderung schenkte."

# Schach.

W. Shinkman.



2 ‡ (SS0—L0 ·1)

Nachstehende Partie ist im New Yorker Meisterturnier im Mai 1915 gespielt worden, über dessen Ergebnisse wir schon berichtet haben.

**Damengambit.**

| F. Marshall | J. Capablanka |
|---|---|
| 1. d2—d4 | d7—d5 |
| 2. Sg1—f3 | Sg8—f6 (c6!) |
| 3. c2—c4 | e7—e6 |

Auch hier ist, um den Lc8 nicht einzuschränken, 3. . . . c6! besser mit der etwaigen Folge: 4. Sc3, dc; 5. e3, b5; 6. a4, b4!; 7. Sb1, a5; 8. Le×c4, La6; 9. Sbd2, e6 usw.

| | |
|---|---|
| 4. Sb1—c3 | Sb8—d7 |
| 5. Lc1—g5 | Lf8—e7 |
| 6. Ta1—c1 | 0—0 |
| 7. e2—e3 | b7—b6 |

Um dem eingesperrten Lc8 einen Ausweg zu verschaffen. Weiß trifft nun Maßregeln, daß der Läufer auch auf b7 keine offene Diagonale beherrsche.

| | |
|---|---|
| 8. c4×d5! | e6×d5 |

Bei 8. . . . S×d5?; 9. S×S ginge für Schwarz ein Bauer verloren.

| | |
|---|---|
| 9. Lf1—b5 | . . . . . |

Lieblicher und einfacher ist La3! Auch Se5 kam in Betracht.

| | |
|---|---|
| 9. . . . . | Lc8—b7 |
| 10. Dd1—a4 | . . . . . |

Eine Fortsetzung des mit dem vorhergehenden Zuge eingeleiteten Planes, Sf6—e4 zu verhindern.

| | |
|---|---|
| 10. . . . . | a7—a6 |
| 11. Lb5×d7 | Sf6×d7 |
| 12. Lg5×e7 | Dd8×e7 |
| 13. 0—0 | c7—c5 |
| 14. d4×c5 | . . . . . |

Um c5—c4 zu vermeiden.

| | |
|---|---|
| 14. . . . . | b6×c5 |

Nach 14. . . . S×c5; 15. Db4, Dd8; 16. Tfd1 usw. beherrscht Weiß das Feld d4, um sich dort mit den Springern festzusetzen.

| | |
|---|---|
| 15. Tf1—d1 | . . . . . |

Vorzuziehen war: 15. Db3, Sf6; 16. Sa4 nebst evnt. Da3, um die Aufreißung des Königsflügels zu vermeiden.

| | |
|---|---|
| 15. . . . . | d5—d4! |
| 16. e3×d4 | Lb7×f3 |
| 17. g2×f3 | De7—g5† |
| 18. Kg1—h1 | Dg5—f5 |

Für das Bauernopfer hat Schwarz den Angriff erlangt.

| | |
|---|---|
| 19. Da4—c6 | . . . . . |

In Betracht kam: 19. f4, Dg4; 20. Tg1, Df3†; 21. Tg2, D×f4?; 22. Tcg1.

| | |
|---|---|
| 19. . . . . | Sd7—f6 |
| 20. Sc3—e2 | . . . . . |

Auch hier war f3—f4 möglich. Auf 20. de folgt 20. . . . Tfc8; 21. Db7, Tab8, und die weiße Dame muß die Deckung des Bf3 aufgeben.

| | |
|---|---|
| 20. . . . . | c5×d4 |

Falls jetzt 20. . . . . Tfc8, so 21. T×c5 usw.

| | |
|---|---|
| 21. Se2×d4 | Df5—f4 |
| 22. Sd4—e2 | . . . . . |

Mit 22. Tc3, Tad8; 23. Tcd3 konnte der Bauer gehalten werden.

| | |
|---|---|
| 22. . . . . | Df4—e5 |
| 23. Se2—c3 | De5—f5 |
| 24. Sc3—e2 | Df5—e5 |
| 25. Td1—g1 | . . . . . |

Weiß sucht dem Remis durch ein Bauernopfer auszuweichen, das ihm Gegenangriff verschafft. Wir können aber keinen Grund gegen den einfachen Deckungszug Td2 einsehen.

| | |
|---|---|
| 25. . . . . | De5×b2 |

Auf 25. . . . D×S?; 26. D×S usw. fällt Schwarz natürlich nicht herein.

| | |
|---|---|
| 26. Se2—c3 | Sf6—h5 |
| 27. De6—h6 | g7—g6 |
| 28. Sc3—e4 | . . . . . |

D×S? geht nicht, wegen der Antwort D×T!

| | |
|---|---|
| 28. . . . . | Db2—g7 |
| 29. Dh6—g5 | h7—h6 |
| 30. Dg5—h4 | Ta8—c8 |
| 31. Td1—c1 | Tc8—c6 |

Hier wurde die Partie als Remis abgebrochen. Ein Glossator macht hierzu die Bemerkung, dies sei „mit Recht" geschehen. Dies ist aber nur so zu verstehen, daß bei beiderseits bestmöglicher Fortsetzung doch kein anderes Resultat herausgekommen wäre. Das wirkliche „Schachrecht" besteht jedoch darin, daß in einem Turnier mit Preisen die Matadore durch tatsächliches Spiel zu zeigen haben, worin nach ihrer Meinung die „bestmögliche Fortsetzung" besteht? . . .

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.